

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

9.11.1919 (No. 45)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 45

Karlsruhe, Sonntag, 9. November

1919

Inhalt: Aus einem Notizbuch. Von Hugo von Hofmannsthal. — Die Schillerfeier in Karlsruhe vor sechsia Jahren. Von Prof. L. Heinrich. — Alt-Gegenstein. II. Von Albert Hausenstein, München. — Was wird aus unserer Kunst? Von Prof. Richard Riemerschmid, Direktor der Kunstgewerbeschule München. — Ueber Kasimir Edschmid's „Tribüne der Kunst und Zeit". Von Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grolman.

Aus einem Notizbuch.

Von Hugo von Hofmannsthal.

Hugo v. Hofmannsthal veröffentlicht in der neuen, im Insel-Verlag erscheinenden Zeitschrift „Das Insel-Schiff" eine Anzahl tiefgründiger, feingeschliffener Aphorismen, von denen wir einige wiedergeben.

Eine Flaumfeder kann einen Kieselstein rund schleifen, wenn sie von der Hand der Liebe geführt wird.

*

Die Menschen sind oft die Sklaven ihrer Willkür, auch in sich selbst; aber es ist erstaunlich, wie selten sie ihren Willen anzusehen wissen.

*

Menschen unserer verworrenen Epoche erleben ihr Eigenliches in Zwischenleben, unaufgeklärten Mißverständnissen, Konfusionen, Zerstreutheiten.

*

Autorität über sich erkennen, ist Zeichen höherer Menschlichkeit.

*

Wahre Sprachliebe ist nicht möglich ohne Sprachverleugnung.

*

Jede neue bedeutende Bekanntschaft zerlegt uns und setzt uns neu zusammen.

*

Die ahnende Jugend weiß die Welt von Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

*

Das eigentliche Dichtertische hält sich gleich weit vom Herzlosen wie vom Empfindsamen.

*

Selbstliebe und Selbsthaß sind die tiefsten von den irdischen produktiven Kräften.

*

Die Schillerfeier in Karlsruhe vor sechzig Jahren.

Von Prof. L. Heinrich.

Am 10. November 1859 wurde in den meisten Ländern, in denen Deutsche lebten, Schillers hundertster Geburtstag in einer Weise begangen, wie wohl nie zuvor das Gedächtnis irgend eines Mannes gefeiert wurde. Es war nicht nur eine Feier literarisch interessierter Kreise; sie wurde zum machtvollen Ausdruck der Tatsache, daß alle Deutschen sich einig fühlten in der Begeisterung für einen ihrer größten Männer von vorbildlich idealer Gesinnung. Die Schillerfeier des Jahres 1859 ist als ein politisches Ereignis einzuschätzen, wie es damals unerhört war. Wilhelm Raabe schrieb von diesem deutschen Ehrentage: „Tausende, Hunderttausende, ja Millionen unserer Mitbürger strecken jubelnd ihre Hände dar. — Ein Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist."

In Karlsruhe nahm die Schillerfeier, an der sich alle Stände und Altersklassen beteiligten, drei Tage in Anspruch. Zum Festplatz war der mit hohen Fahnenmasten geschmückte Marktplatz gewählt worden, auf dem die bekannte Danneberg'sche Schillerbüste in größtem Maßstab aufgestellt war. Für Musikkapellen und Sängerköre waren Tribünen errichtet. In der Frühe des 10. November verkündete Choralmusik vom Rathausurm den Einwohnern der reich besagten Stadt den Beginn des Festes. Am Vormittag fanden in den Lehranstalten Gedächtnisfeiern statt; im Lyceum hielt Hofrat Plas die Festrede; in der Höheren Töchterschule sprach Direktor Moszdorf und in dem Donadischen Mädcheninstitut Prof. Bissinger. Am Nachmittag fanden auf dem Marktplatz Musikaufführungen statt, denen sich eine Festvorstellung im Hoftheater angeschlossen. Zur Aufführung gelangte ein Festspiel „Vor hundert Jahren" von Halm mit Musik von Hofmusikdirektor Krieger, gefolgt von der Festouvertüre von Beethoven und lebenden Bildern nach Schillers Glocke mit Musikbegleitung von Lindpaintner.

Der Abend vereinigte die Festteilnehmer wieder auf dem Marktplatz, dem Zielpunkt von zwei großen Fackelzügen, von denen der eine von den Polytechnikern, der andere von den Bürgern veranstaltet wurde. An dem bürgerlichen Zug nahmen Wagen der Gärtner, Buchdrucker, Bierbrauer und Küfer, Maschinenbauer und vieler anderer Künste mit ihren Fahnen und zahlreichen Fackelträgern teil. Ebenso stattlich und eigenartig gestaltete sich der Zug der Polytechniker, bei dem die Korporationen Franconia, Bavaria und Saxonia, die Landsmannschaften Helvetia und Normannia und die Verbindung Teutonia besonders erwähnt werden, ferner Vertreter von Oesterreich, Bayern, Hessen und Preußen; ein Bannerträger Rußlands mit ziemlich starker Begleitung zeigte sich im Nationalkostüm; es folgten Angehörige der freien Reichsstädte, von Nassau und Holland; die Volksteiner erschienen mit trauerumflorter Fahne; die Vertreter Amerikas und der Walachei schlossen sich an, worauf Baden den Schluß bildete. Auf dem Marktplatz, wo inzwischen der Gemeinderat, die Vorsteher und Abgeordneten der Künste und der vereinigten Männerhöre der hiesigen Gesangsvereine sich eingefunden hatten, wurde nach Eintreffen der beiden getrennt marschierenden Fackelzüge, die sich rings um die Schillerbüste aufstellten, Schillers Dithyrambe in der Komposition von Böllner und das Lied an die Freunde, komponiert von Hefner, vorgelesen, worauf der Polytechniker Hermann Behagel von Mannheim die Festansprache hielt. Er wies darauf hin, daß die deutsche Jugend es als eine heilige Ehrenpflicht betrachte, „den Zoll der Dankbarkeit abzutragen für jene herrlichen Vorbilder, durch welche der Dichter, der sich selbst aus dem Sturm und Drang gärender Jugend emporgerungen, die deutschen Jünglinge seiner Zeit zu neuem Leben entflammte, daß sie todesmutig und siegesgewiß dem Drängen des Vaterlandes die junge Heldengruft darboten." Nach einem donnernden Hoch auf den Genius Schillers wurden unter Abfingung von Gaudeamus igitur die Fackeln zusammengeworfen.

Nachdem der 10. November als Haupttag die Festteilnehmer in möglichst großer Zahl vereinigt hatte, fanden am 11. November die Feiern der einzelnen in Karlsruhe bestehenden Gesellschaften statt, da für Massenversammlungen, wie sie dem Anlaß entsprechen hätten, damals in Karlsruhe kein geeigneter Bau vorhanden war. Im Museum schilberte nach der Festouvertüre von Hofkapellmeister Strauß und nach einer einleitenden Ansprache von Hofrat Plas zunächst Dr. Böhlen den Dichter als Lyriker, Geschichtsschreiber und Philosophen, während Hoftheaterdirektor Devrient vorbehalten blieb, über Schiller als Dramatiker zu sprechen. In der Feier der „Eintracht" wirkten die Mitglieder des Hoftheaters Herr und Frau Lange und Herr Schneider durch den Vortrag Schillerscher Gedichte mit; Schillerische Texte, komponiert von Schubert, wurden von den Hofopernsängern Schnorr und Brulliot vorgelesen; aus dem übrigen Teil des Programms heben wir als Chorvorträge der Lieberhalle das Gedicht „An die Künstler", komponiert von Mendelssohn-Bartholdy, und das Gedicht „An den Frühling", komponiert von Vorhies, hervor. In der Feier des Bürgervereins, in der der Vorstand Künke die Ansprache übernommen hatte, sind unter den poetischen und musikalischen Darbietungen ein Festprolog von Schöcklin und Vorträge des Hofschauspielers Morgenweg zu erwähnen. Der 12. November sollte eine Festvorstellung des Zell bringen; doch wurde sie auf den folgenden Tag verschoben und das Festspiel des ersten Tages unter außerordentlichem Beifall wiederholt. Eine Nachfeier des Göttervereins

konnte aus Gründen lokaler Natur erst am 23. November stattfinden. Von den umfangreichen künstlerischen Darbietungen gefiel besonders das Lied von der Glocke in der Komposition von Romberg. Noch war die Feststimmung in den Herzen der Hörer lebendig und stand nicht hinter der Begeisterung der Festwoche zurück.

So geschehen vor sechzig Jahren!

Für uns aber gilt heute noch die erste Mahnung, die Gottfried Keller am Schluß seines Prologs zur Schillerfeier 1859 an uns richtet:

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht;
Do's was erreichbar, sei uns goldne Pflicht.

Alt-Eggenstein.

Von Albert Hausenstein, München.

II.

Zur Zeit des verheerenden Dreißigjährigen Krieges, als es mit der nordem so reich begüterten Abtei immer mehr und unaufhaltsam bergab ging, scheint auch Eggenstein, wie die anderen markgräflichen Orte auch, das Elend in seinem vollen Umfang kennen gelernt zu haben. Wenigstens zeugt davon ein Eintrag des letzten Gottesauer Abtes, des Benedikt Eisenschmidt aus Ochsenhausen, der im Jahre 1636, am 28. März, in sein Tagebuch schreibt: „Die von Eckenstein schickten einen Mann hierher, der um Gerste betteln sollte; hat eine halbe Gais gebracht.“ Im selben Jahr, am 16. Mai, berichtet uns derselbe Abt, der Graf von Sulz, Statthalter in Baden, habe in Eggenstein die Hulbigung entgegengenommen und habe auf dem Rückweg bei ihm angekehrt. Als guter und gewissenhafter Hausvater trägt der Abt am 20. Jänner 1637 in sein für die Zeitgeschichte wertvolles Tagebuch ein: „Es kamen die Schweine der Bauern von Eckenstein und Schred hier an!“ Jedenfalls suchten die unglücklichen Bewohner des Dorfes ihre Viehherden vor der umherschweifenden wilden Soldateska in dem doch immerhin einigen Schutz bietenden Kloster unterzubringen, um sie vor dem Geraubwerden zu bewahren. Und am 28. November gleichen Jahres schreibt der Abt, laut Tagebuchauszug, an den Schultheißen von Eggenstein, „das er das Ebergeld, alldort verfallen“ ihm überliefere. Von da ab verschwinden die Nachrichten über unser Eggenstein in den Aufzeichnungen des Abtes Benedikt.

Der nahe Rhein brachte das Dorf in früheren Zeiten gleichfalls mitunter durch sein Hochwasser in große Bedrängnis, und das uralte Römerdorf Fiedanstatt in der Eggensteiner Niederung ward, wie die zu Linkenheim und Knielingen gehörenden Ortschaften Vefrisse, Viebersgrund und Wanesheim, allmählich von den Fluten des Stromes verschlungen. Besonders erheblich aber war der Schaden, den das Hochwasser 1770 auf der Gemarkung der Dörfer Knielingen, Neurent, Eggenstein, Linkenheim, Liedolsheim und Nusheim an Heu, Feldfrüchten, Hauf usw. angerichtet hatte; denn er ward auf über 100 000 Gulden geschätzt, nach dem damaligen Gelbwerte wahrlich eine Riesensumme!

Schließlich verdient auch eine Bemerkung Kolbs über Eggenstein in seinem „Historisch-statistisch-topographischen Lexikon von dem Großherzogtum Baden“ aus dem Jahre 1813 — also vor genau hundert Jahren! — unsere Aufmerksamkeit, wenn er schreibt „Es zählt 886 Seelen, 1 Kirche, 1 Schule, Rathaus, 143 Wohn- und 99 Nebengebäude,“ während Heunisch 1857 die Bevölkerungsziffer bereits mit 1406 angibt. Außerdem befand sich zu Eggenstein vor 100 Jahren auch noch ein herrschaftlicher Wehrzoll.

Wo uns weltliche Urkunden fehlen, da zeugen die kirchlichen für die Ereignisse der Vorzeit. Die Geschichte der Eggensteiner Pfarrei ergänzt nämlich in mancher Hinsicht die Ortsgeschichte, wie wir das ja auch anderwärts antreffen, und die Betrachtung der dortigen Schulverhältnisse liefert wiederum wertvolle Beiträge zur Dorfgeschichte, weshalb wir noch kurz auf diese beiden Punkte eingehen wollen.

Obwohl wir erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts urkundlich von einer Kirche zu Eggenstein hören, dürfte diese doch wohl bedeutend älter sein, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Eggensteiner Kirche auf einer heiligen römischen Stätte erhebt, wie es auch bei den Gotteshäusern von Weingarten, Knielingen und sonst noch mehrfach auf der rechten Rheinseite der Fall ist. Wie gesagt: ganz unmbglich oder ausgeschlossen wäre unsere Annahme wohl nicht! Urkundlich nachweisen läßt sich die Kirche zu Eggenstein, wie schon oben bemerkt, erstmals 1160, da Bischof Günther von Speyer die durch ihn geschehene Erwerbung der zu keiner Pfarrei zehentpflichtigen Güter Fiedanstatt und Schred bekräftigt. In besagter Urkunde heißt es denn weiter: „Es soll ihnen (den Leuten von Fiedanstatt und Schred) erlaubt sein, von den Priestern der Nachbarkirchen „Eggenstein und Linkenheim“ die kirchlichen Sakramente zu empfangen, falls sie den jährlichen Zehnten an diese entrichten.“ Aber am Ende der Urkunde klagt der „Priester von Eggenstein, namens Reinhardus“, wegen des dortigen Zehnten, wahrscheinlich deshalb, weil er ihm nicht abgeliefert worden ist.

Einer Papsturkunde aus dem Jahre 1239 entnehmen wir dann weiterhin, daß der Bischof von Speyer die in seinen Sprengel

gehörige Kirche zu Eggenstein („ecclesia de Eckenstein“) dem Kloster Gottesau unterstellt habe, während in einer Urkunde des Karlsruher Generallandesarchivs von 1261 von dem „Abte und Convent des Klosters Gottesau, dem die Belehnung der Pfründe der Eggensteiner Kirche zusteht“, die Rede ist.

Mehr denn achtzig Jahre später werden wir mit einem zweiten Pfarrer von Eggenstein bekannt gemacht. Im Jahre 1347 vermachte nämlich eine gewisse Wechtildis von Etlingen nach ihrem Tode ihr Hab und Gut an das Zisterzienserinnenkloster Niental bei Baden. Da sie aber über ein eigenes Siegel nicht verfügte und ein solches einer Urkunde damaliger Zeit mehr Glaubwürdigkeit verleiht, so bittet sie „die erben herren, phasse Heinrich Wissen, kuppriester zu Etlingen“ und ihren Onkel, „phasse Syfrit, kuppriester zu Eckenstein, daß sie ihre ingefogele hant zu einer merren sicherheit gedenk an diesen brief.“ Hierauf bestätigen die beiden genannten Geistlichen: „Und ich, phasse Syfrit und phasse Heinrich durch küssig bette Mezzen, der vorgenannten, han unsere ingefogele gedenk an diesen brief.“ Diese hier genannten „Leutpriester“ waren, im Gegenfatz zum Pfarrer, Geistliche, die an einer Kapelle oder Nebenkirche den Gottesdienst hielten und denen die Seelsorge oblag. Sie hatten bald die Amtsgewalt eines Pfarrers, aber ohne dessen rechtliche Stellung, bald waren sie mit beschränkter Volksmacht ausgestattet und von der Hauptkirche abhängig.

Am 25. Juni 1440 verhört der kaiserliche Notar Johannes Mörkin von Baden verschiedene Leute von Linkenheim, Mühlburg, Schred, Eggenstein, Nusheim, Liedolsheim und Hochstetten über die Eigentumsverhältnisse „von des faren wegen zu Schred, auch von der willpenne wegen in den werden“ und wird dabei festgestellt, daß seit Menschengedenken die Markgrafschaft im Besitze genannter Pfründe sei. 8 Wochen später erhebt der gleiche Notar nochmals „Kundschaft“ wegen der Pfründe zu Schred und verschiedener anderer Streitfragen und nimmt über die Aussagen der geladenen Bauern aus etlichen pfälzischen Dörfern ein Protokoll auf, wobei nebst zwei anderen Geistlichen „Bruder Mathias Hatziß, Benedikten-Ordens, Pfarrer zu Eckenstein“ als Zeuge erscheint. Zweifellos war dieser ein Mönch des Klosters Gottesau; denn dieses hatte mehrere Pfarreien zu befehen, wie Berghausen, Hagsfeld, Kleinsteinbach und so auch unser Eggenstein. Die Inhaber dieser Stellen wohnten auf ihren Pfarren, gehörten zwar als Gottesauer Conventualen zu dem Kloster, in welchem sie auch aus und ein gingen, waren aber sonst ganz frei von der Klosterregel und fühlten sich fast ganz als Weltgeistliche. In dem „Verzeichnisse aller pfründen in der marggraveschaft Baden und wer ein jegliche pfründ hat zu lhen“ aus dem Jahre 1488 heißt es wörtlich: „Die Pfar zu Eckenstein gehört ein apt zu Goltzau. Die Frühmesse in der pfar zu Eckenstein gehört der marggraveschaft zu verlyhen“, und im Competenzbuch-Register genannten Jahres wird zu „Eckenstein“ die Frühmesse der heiligen Jungfrau Maria genannt.

1637 gab der Eggensteiner Pfarrer Christian Braun seiner Gemeinde ein böses Vergerniß; denn man beschuldigte ihn des gemeinen Diebstahls!

In innigem Zusammenhang mit den pfarrlichen stehen die Schulverhältnisse. Wie auch anderwärts, so sah es auch in der Markgrafschaft Baden-Durlach hinsichtlich der Schulbildung der Untertanen traurig aus, und die Eggensteiner Schulangelegenheiten lagen sehr im Argen.

Von einem Eggensteiner Lehrer hören wir erstmals im Jahre 1639 und lernen aus seinen Berichten und Klagen das ganze tieftraurige Elend und die Not eines markgräflichen Dorfschullehrers während der Hunger- und Entbehrungsjahre des Dreißigjährigen Krieges aus bester Quelle kennen. Gehalt in barer Münze hat er während der Kriegszeit überhaupt nicht erhalten, wohl aber etwas in Früchten. Kaum ließ der Krieg etwas nach, so gab jedoch der Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach seinem geistlichen Verwalter in der Karlsburg Anweisung, alle seit 1634 nicht mehr ausbezahlten Gehälter der Lehrer und Geistlichen diesen sofort zuzustellen. Dieser Fürsicht neigte zwar meistens im Auslande; aber dennoch lag ihm das Wohl seines Volkes sehr am Herzen, und er ließ keine Gelegenheit vorbegehen, die Wohlfahrtsrichtungen und Bildungsstätten seiner Untertanen zu heben. 1645 hören wir dann zum zweiten Male von dem Lehrer zu Eggenstein.

1689, in diesem bekannnten Unglücksjahre, als die But der französischen Unmenschen unter Melac manch badischen Fürstentum und manch ein Adelschloß auf trotziger Höhe in Schutt und Asche verwandelte, hat der Schulmeister zu Eggenstein seine Schule und Wohnung am Kirchhof gehabt; indessen ist seine Bezahlung so schlecht, daß, nach seiner eigenen Aeußerung, ein Lehrer, der durch irgend ein Handwerk sich nicht noch ein Nebenverdienst sichert, schwerlich dabei „subsistieren“ kann. Aus diesem Grunde bleibe eben nichts anderes übrig, als daß die Einwohner abwechselnd den Kindern das Abc beibringen.

Die von dem „Speciali zu Forstheim“ vorgenommene Kirchen- und Schulvisitation ergibt für die Jahre 1698 und 1699, daß die Eggensteiner Schule auch zugleich für Neurent und Schred diente; Eggenstein selbst schickte 1698 bei 45 Haushaltungen 56 Kinder zur Schule. Im Winter dauerte der Unterricht keine 9 bis 10 Wochen; der betreffende Lehrer wünschte aber dringend, man möchte Schulgeld erheben. Ob die Eltern dann ihre Kinder in die Schule schickten oder nicht, könnte ihm

dabei gleichgültig bleiben. Außerdem müsse er, der Lehrer, billig verlangen dürfen, daß die Schüler im Sommer mindestens zweimal wöchentlich am Unterricht teilnahmen.

Auch aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist uns einiges über den damaligen Schulbetrieb überliefert. Im Jahre 1705 waltete nämlich ein gewisser Mayehard, ein Pfarrerssohn aus dem Waldeckischen, seines schweren Amtes als Jugendbildner und wird ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er sich zum Lehrberuf besonders deshalb eigne, weil er in seiner Jugend die „classes“ durchgegangen habe. Auch scheint er dem Pfarrer eine unentbehrliche Stütze gewesen zu sein, da er als Vorbeter bei den in Eggenstein abgehaltenen Beistunden Verwendung fand.

Der Lehrergehalt bestand seit 1645 in 4 Malter Korn (= 600 Liter) von Seiten der geistlichen Verwaltung und in 11 Gulden von der Gemeinde. Für die Beistunden, welche er in Neurent abhalten mußte, sowie für die Kinderlehre bezog er von 1705 ab noch eine kleine Zulage; außerdem kamen ihm als Mesner noch die sog. „Mesnergarben“ zu.

Das Schulgeld war ziemlich niedrig, denn aus dem Jahre 1710 ist uns eine Mitteilung überliefert, wonach es nur 15 Kreuzer betrug.

Wir haben im vorliegenden Aufsatz gesehen, wie die Gegend, wo heute der Eggensteiner Kirchturm gen Himmel ragt, ebenso wie die uralten Dörfer Mörsh, Daylanden, Knielingen u. a., an dem Hochraine des Rheintromes liegend, schon zu Beginn unserer Zeitrechnung bewohnt gewesen sein muß, wie das Geschlecht, das hier ansässig war, mit zähem Festhalten an seiner Scholle lebte, und wie aus dem ehemaligen bescheidenen Lorcher Besitztume allmählich eine Dorfgemeinde sich entwickelt hat, deren Name heute mit Achtung genannt wird unter den übrigen blühenden Ortschaften des Landamtes Karlsruhe.

Was wird aus unserer Kunst?

Von Professor Richard Niemerich,
Direktor der Kunstgewerbeschule München.

Der Krieg hat uns in eine andere Welt versetzt.

Es gibt kaum irgend welche feste Punkte, an die angeknüpft werden kann. Andererseits konnte aber die Kunst selbst durch gewaltige politische Ereignisse nicht verändert werden. Die Fähigkeit, künstlerische Dinge zu erzeugen, die künstlerische Begabung und Empfindlichkeit bleibt dieselbe, mag vorgehen, was will. Welche Entwicklungsfähigkeit war denn eigentlich vor dem Kriege vorhanden? Es kann bejaht werden, daß sich Gutes, Zielverprechendes gezeigt hat. Auch damals wurde begriffen, daß Lebensform und Kunstform sich notwendig gleichartig bilden müssen. Eine Arbeitsweise, wie die, zu der wir durch die Verhältnisse gezwungen wurden, mußte notwendig die gleichen unruhigen Formen und Erscheinungen zeitigen.

Der Wunsch, das Akademische ganz abzuwerfen, war auch vor dem Kriege lebendig. Man hatte begriffen, daß Kunst das Leben zeigen will wie es ist, daß die Künstler niemals ein Richteramt haben, daß die Klage, wir haben keinen Stil, im Grunde genommen ganz und gar unberechtigt war. Wir haben jederzeit Stil gehabt und haben ihn heute. Wir haben einen Stil gehabt, der kein Ruhm, sondern eine Schande für uns war. Unsere Formen waren Form gewordene Gemeinheit, anstatt Form gewordener Adel der Gesinnung. Es war ebenso der Niederschlag einer Weltanschauung.

Das ist uns schon damals klar geworden. Ein Bedürfnis nach Schlichtheit hat sich schon damals geäußert. Durch entschlossene Abkehr vom Naturalismus hat die Malerei und Bildnerei gegenüber der Welt künstlerischen Gestaltens einen neuen Standpunkt finden lassen, bei dem es klar wurde, daß ein Bild nicht etwa nur ein Ausschnitt aus der Natur zu sein braucht, sondern daß es sich darum handelt, auf eine abgegrenzte Fläche ein reizvolles und wirksames Gefüge von Formen und Farben zu bringen, das zugleich eine Raumillusion vermittelt. Raumillusion genügt durchaus nicht. Es handelt sich um Formen, die im Innern des Künstlers liegen und auch Naturformen sind, die das Verhältnis des Künstlers zur Natur vielleicht entschiedener bestimmen. Handwerk und Industrie haben schon vor dem Krieg angefangen zu begreifen, welchen Wert sachliches Gestalten hat.

Wie steht es denn heute? Außerlich steht es nicht besser. Kann uns von innen heraus Hoffnung kommen? Noch nicht. Phrase und große Worte feiern Feste, wie noch nie vorher. Deutsche Art und Phrasentum ist eine widerliche Mischung. Was haben Schlagwort und Moden für eine Rolle gespielt und auch in künstlerischen Dingen! So hoch z. B. die Idee des Expressionismus gestellt ist, so hilflos haben sich sehr oft seine Anhänger und Mitläufer gezeigt in den Mitteln, die sie verwendet und die sie sich gegenseitig abeguckt haben. Zu schwache Kraft wagt sich an zu große Aufgaben heran. Der Sinn für den Maßstab ist verloren gegangen. Unsicherheit und Uebertreibung zeigt sich überall. Viele Aufwärtstrebende nehmen sich viel zu wichtig. Wir müssen vermeiden, daß einer den andern verstimmt.

Weidfragen dürfen nicht mit künstlerischen Fragen verquickt werden. Der Mensch — auch der Kritiker — muß die Angst vor der Rückständigkeit ablegen. Die Ueberschätzung gefährdet die Leistungen und drückt sie herunter. Weniger als einen Tempel will niemand mehr bauen! Das sind Lächerlichkeiten, von denen wir uns frei machen müssen. Höchstes Ziel muß sein, nur mit wirklicher Meisterschaft zufrieden zu sein. In der Erkenntnis, daß der durchschnittsmäßig Begabte vor allem lernen muß, seine Kräfte im engen Umkreis zu nützen und zu entfalten, war uns die alte Kunst überlegener.

Die kommende Zeit wird kräftig gegen die schlimmen Erscheinungen wirken. Wäre dieser Krieg nicht gekommen, wie hätten wir die Kräfte finden können, aus dem Materialismus, aus dem Geschäftsgeist, aus der Großmannsucht wieder herauszukommen? Die furchtbare Not der Zeit kann die riesenhaften Kräfte heben, die wir jetzt brauchen. Der Materialismus muß dem Idealismus weichen. Der Naturalismus muß der durchgeistigten Form Platz machen. Der Reiz künstlerischen Wertes liegt in der Schlichtheit und Einfachheit. Gestalten muß als Aufgabe des Künstlers angesehen werden.

Der Künstler muß zur Geltung kommen, der sich einfügt und bereit ist, den bescheidenen Anforderungen des Tages und dem Leben zu dienen. Der Sinn der Arbeit ist nicht das Geld. Dauernde Werte müssen wir schaffen, Dinge, die geliebt und verehrt werden und beglücken. Die Sehnsucht nach dem Glück wird in der kommenden Zeit bei uns groß werden. Das Leben bedeutet Hinaufarbeiten mit aller Kraft zu den Gipfeln, die herunterleuchten. Es fehlt unserer Zeit nicht an großen Gedanken. Wir stehen vor ragenden Gipfeln, und furchtbar feinhart wird der Weg sein, den wir gehen müssen. Es wird von nichts anderem abhängen, als von unserem Glauben und von unserer Kraft, ob wir hinaufbringen zu den Höhen!

Ueber Kasimir Edschmids „Tribüne der Kunst und Zeit“.

Von Privatdozent Dr. jur. et phil. v. Grosman.

Sebastian Franck von Dornauwörth (1499—1543), jener unerbürd tiefen und seiner Zeit um Jahrhunderte vorausseilende Spiritualist der Reformationszeit, dessen Name — jahrhundertlang so gut wie vergessen — neuerdings wieder öfters genannt wird (wenngleich seine Schriften kaum schon viel gelesen werden), sagt einmal in einem nur holländisch erhaltenen „Traktat vom Reiche Christi“: „Am Pfingsten“ haben alle Bücher und Gesetze aufgehört. Des Geistes Amt ist nicht, Bücher zu schreiben, sondern alle Bücher, Schriften, Gesetze aufzuheben“. Gemeint ist mit diesem paradoxen Wort, daß der echte, freie Geist das Gesetz, die Regel, jede Form auflöse, d. h. erfülle derart, daß irgendwelche Normierung, alle Begrenzung durch Schriftliches irgend welcher Art von sich aus unnötig, ja sinn- und zwecklos werde. Daß jene spiritualistische, fernste Hoffnung auf Egen ja nur ein Traum, eine Hoffnung sei, zeigt Sebastian Francks religiös-moralischer Pessimismus „wie ein schwermütiges und doch tief beschauliches Antlitz, dessen Augen sich einzubohren schienen in dies Meer von Grauen und Unrecht“ (Diltzen). In jenes Wort des wenig gekannten Denkers wird man erinnert angefaßt der drei bisher erschienenen Hefte von K. Edschmids „Tribüne der Kunst und Zeit“.

Jede geistige Bewegung, welcher Art sie auch sei, muß sich mehr oder weniger bald theoretisch gründen, sich konsolidieren, erhärten, zuletzt verknöchern und erstarren, ob sie will oder nicht. Es ist von jeher so gewesen und wird nie anders sein. Dem großen und meist zum Teil segensreich wirkenden ersten Anlauf folgt bald das Schema, die Regel, das Dogma. Wer erkennt im späteren Luther noch jenen vor 1517 wieder? Und was ward aus Mystik und Täufertum? Und was in späterer Zeit aus der Romantik? Und wie bald erstarren auch die Bewegungen der Gegenwart in sich selbst, soweit sie überhaupt einen Eigenwert haben?

Die „Tribüne der Kunst und Zeit“ will — und ich zitiere wörtlich aus der Ankündigung — „keine Schlagworte prägen, sondern besonnen das Eigentliche sagen, nicht rückwärts referieren, nicht wiederholen und auf keinen Fall zur Theorie kommen . . . sondern aussagen, bekennen, darstellen usw. usw.“ Merkt man schon etwas? Auf keinen Fall zur Theorie kommen? Besonnen das Eigentliche sagen? Die drei bisher erschienenen Hefchen geben Gelegenheit, festzustellen, daß Absichten und deren Durchführung zweierlei sind. Im vorliegenden Fall ist das aber betrüblich, weil gerade die Bewegung, der die verschiedenen Herren Mitarbeiter nahesteht, an sich wertvoll und historisch geradezu notwendig zu sein scheint; mit den drei Hefchen der Tribüne jedoch wird ihr nicht sonderlich viel geholfen. Angenommen, es handelt sich um literarische oder ästhetische Eintagsfliegen, man würde Pathos,

¹ Gemeint ist mit diesem mystischen Ausdruck das „Pfingsten der Seele“, an dem Gott seinen Geist aussieht über alles Fleisch, d. h. wo aller Menschenwitz dem Gottesgeist weichen wird.

² Verlag von E. Reiß, Berlin. Jedes Bändchen kostet 2 M. Weitere Bändchen sollen in rascher Folge erscheinen.

Tempo und graziose Leichtigkeit der Problemerkennung und vieles aus naheliegenden Gründen übergehen, vernachlässigen. Aber der Ton, der zum mindesten von Hausenstein und Edschmid angeschlagen wird (wenn es sich auch nur um die Drucklegung gelegentlicher Vorträge handelt), widerspricht solcher Annahme und ist doch — bei aller Steppis und Resignation am Schluß — immerhin so zielstrebend und eigentlich doktrinär, daß ein längeres Verweilen nicht ganz nutzlos sein dürfte. Sich und dem Leser am leichtesten macht es Theodor Däubler: „im Kampf um die moderne Kunst“. In amüsanter Weise vollendet Konfessionen wird vom Louvre, vom Montmartre erzählt und von Futuristenkämpfen in Florenz und Prato, wobei eine Menge Namen genannt werden. Der eigentliche Zweck der Übung wird nicht recht deutlich. Offenbar handelt es sich hier um „darstellen“, „das Eigentliche sagen“. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß hier (der Ankündigung entgegen) „rückwärts referiert“ wird (wobei der unmaßgebliche Vorschlag gestattet sei, in späteren Auflagen diesen Pleonasmus wegzulassen). Die Däublerschen Ausführungen zeigen die „Praxis“ und scheinen überhaupt die Ankündigung gelinde ironisieren zu wollen, denn sie stehen in einem deutlichen Gegensatz zu der Art und Weise, in der Hausenstein und Edschmid sich mit ihrem Thema auseinandersetzen. Vor allem hat ihre lustigfeinsinnige Schlusspartie so gar wenig zu tun mit dem (freilich geschwollenen) Satz der Ankündigung: „nie lies in so ungeheurer Tragödie die Verantwortung so bindend zwischen dem Künstler und der Zeit“. Genug davon. Hausenstein's Vortrag „über Expressionismus in der Malerei“ ist sehr gelehrte, theoretisch, dreigeteilt, mit Definitionen und sehr vielen Namen, welche die Anschauung ersetzen und die gelegentlich fehlende Plausibilität der Einzelcharakterisierung auf diesem Umweg bieten sollen. Aber mit Genugtuung verspürt man hier etwas von dem Ernst, mit dem durch diesen Vortrag — und in noch größerem Maße bei Edschmid — aufgebaut, kritische Selbstschau gehalten werden soll. Denn es handelt sich allerdings um etwas wichtiges und schönes, nämlich um nicht mehr und nicht weniger als um die seelische und intellektuelle Begründung des Geisteslebens der ganzen, jungen Generation, eine Aufgabe, welche die größte Gewissenhaftigkeit und eindringlichste Sorgfalt erfordert. Und gerade dabei zeigt sich, wie nahe Vieles in unserer Zeit an den Spiritualismus der Männer zur Zeit des Bauernkrieges von 1525 herankommt, zeigt sich aber auch gerade im Widerspiel zu solchen theoretischen Versuchen die Nichtigkeit des Wortes, daß des „Geistes“ Amt ist, Bücher, Schriften und Gesetze aufzuheben; mit anderen Worten: der Spiritualismus gegenwärtiger Generation — noch im Werden begriffen oder vielleicht gar mitten in seiner Entwicklung geknickt (vielleicht nur desorientiert) ringt nach Auserkung, sehnt sich bereits nach Formen, Gemeinde, Dogma, obwohl ihm nur allzu deutlich bewußt ist, daß jede Formulierung, jede Norm, jede „Theorie“ für ihn Selbstwiderspruch, Widerspruch ist und den Beginn tödlichen Erstarrens unvermeidlich brohend von Ferne jetzt bereits schon ankündigt. In dieser Diskrepanz von Müssen und Wollen, vom Auflösen der Form durch den Geist und Nichtvermeidenskönnen der Formulierung liegt die eigentlich wesentliche Klust bei jedem Versuch zum Aufbau einer Weltanschauung durch unsere gegenwärtig schöpferischen. Und Hausenstein's wie Edschmid's Ausführungen sind eben doch solche Versuche zu einem Aufbau einer dem Spiritualismus nicht fern stehenden Weltanschauung, wenn sie es auch nicht sein wollen und dem spirituellistischen Prinzip nach auch gar nicht sein können. Hat man diese allgemeine Lage erst erkannt, so erhalten ihre drei Vorträge einen wehmütigen und heimlichen Reiz, und vieles in ihnen hat einen Klang, der mit den nicht genügend durchdachten Sätzen der Ankündigung nur insofern zu tun hat, als er sie desavouiert oder gar aufhebt; die resignierten Schlusssätze sind bei beiden nicht ohne inneren Grund eben so und nicht anders, aber Ehrlichkeit und humaner „guter Wille“ leuchten gerade in ihnen als dem eigentlich Wertvollsten. Die Darstellungen selbst anlangend, vermeidet Hausenstein den forcierten, hymnisch-feinsinnigen, tatsächlich aber eher atemlosen Stil Edschmid's und versucht durch Einteilungen, präzise Fragestellungen, Zusammenfassungen und dergl. den Expressionismus in der bildenden Kunst zu bestimmen. Hat man aber sich durch die nachdenklichen Gründe der Wandlungen einer vor-expressionistischen Epoche zu der eigentlich expressionistischen durchgelesen, hat man sich mit der „rein vorläufig aufgestellten“ Gegenstandsstruktur von „wenigstens verhältnismäßiger Gegenständlichkeit und mindestens relativer Ungegenständlichkeit“ zu befreunden gesucht (S. 23), hat man die mehreren Formulierungsversuche des Begriffs Expressionismus (z. B. S. 42 ff.) durchdacht, hat man das alles, dann wird man durchaus mit Verfasser einig sein, wenn er sagt (S. 71): „Ich habe in ihm (dem Expressionismus) die Giganten nicht gesehen, die in andern Epochen Grünewald, Michelangelo, Rembrandt, Delacroix geheißt haben. Der Expressionismus ist vom Augenblick, von uns aus, alles — ist Anbeginn neuen Ergreifens des Ganzen und Ewigen. — Nun warten wir auf das Kommende.“ Und hier nun klingen ganz besonders eindringlich jene nachdenklichen Töne an, von denen oben schon die Rede war. Eine Zeit, welche wie die gegenwärtige jede Form erst auflöst und zerbricht, ist eben doch lange nicht rein und unbedingt genug, als daß aus ihr das Herrliche zu erwarten wäre. Und so müssen auch diese zwei Schriften sich gegen Ueberreibungen, Moden, Nachahmungen, Halbheiten, intellektuelles und artistisches Schieberium wenden — eine seelische Konstellation, aus

der nicht am wenigsten das eingangs skizzierte Traurige deutlich aufleuchtet. Welt und Umwelt, Ich und Du lassen unüberbrückbar, und wenn auch mit leidenschaftlichen Worten eine Sehnsucht der Jugend ersehnt wird (Edschmid S. 12) — sie „ist“ doch nicht so, wie sie sein würde, wenn die expressionistische Weltanschauung dem wahren Spiritualismus, dem echten Wirkenlassen des Geistes nahe käme. Gebunden und den scheinbar zertrümmerten Formen bedingungslos ausgeliefert, als sie nur ahnt, ermüdet sich das beträchtliche Ethos des Einzelnen im krampfartigen Zirkeltanz, in skurrilen Verzerrungen und kurzatmigen Extasen und ermanget jenes über die Begriffe Hinausweisenden, das sie so gerne apostrophiert. Aber das Wunder, des Glaubens liebstes Kind, wird in einer chiliastisch anmutenden, halbwegs jenseitig gewendeten und bei Sachlage halb inkonsequenter Stimmung von der Zukunft erhofft.

Edschmid's Ausführungen „über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung“ lassen das alles am deutlichsten erkennen, weil sie am eindringlichsten und unbedingtesten sind. Ich habe an dieser Stelle einmal³ ausführlich über Edschmid berichtet und kann an das damals Gesagte anknüpfen, um so mehr, als er inzwischen mit eindringlichen Veröffentlichungen nicht hervorgetreten ist⁴. Vielleicht ist mit der Drucklegung der beiden Vorträge eine vorwiegend repräsentative wirkensolende Epoche zugunsten künstlerischer Produktion abgeschlossen. Auf Edschmid's eigenes Schaffen bezogen, sind seine Forderungen und Feststellungen eine getreue Bestätigung dessen, was seinerzeit an jener andern Stelle gesagt wurde. Und allgemein? „Die Menschheit weiß noch nicht, daß die Kunst nur eine Etappe ist zu Gott.“ (S. 67). Und nur das Leitmotiv der ganzen Bewegung (S. 28): „ist Kampf, sei er vom Geist.“ Aber auch das verhängnisvolle Gegenteil ist überall zu spüren; z. B. S. 20: „Wir sind erst langsam an dem Anfang und dem Willen, deutschen Stil zu formen.“ In diesem Satz, der des öfteren in mannigfachen Abwandlungen wiederkehrt, zeigt sich die unüberwindliche Klust, an deren Ueberbrückung sich ebenso viele erfolglos abmühen. Dem Spiritualismus nahestehend, oft in geradezu kindlich vertiegenem Optimismus (vergl. z. B. S. 58), die hergebrachten Formen verachtend und verjüngend, sie zu zertrümmern — sehnt sich trotzdem diese Bewegung mehr als jede andere nach der Form, dem Dogma. Ganz folgerichtig wehrt sie sich gegen die Akademie, gegen das Normiertwerden und verkennet dabei, daß gerade ihre vielbemühte Unerbittlichkeit und Strenge sie eben dem ausliefert, das sie vermeiden will. Das spricht sie auch ganz deutlich aus (S. 79). Aber die Bewegung hat sich eben doch nicht durchgesetzt, sie bewegt sich, wie alles echt deutsche, nachdenklich und schwankend zwischen widerstrebenden Extremen. Das Wort (S. 96): „Vielleicht ist auch uns das Schicksal aller bester, deutscher Jugend bestimmt, statt der Erfüllung . . . auch nur Leidensstation zu sein deutschen Geistes und der Welt“ — dieses Wort hat bei der seelischen Fundierung der expressionistischen Weltanschauung schon fast nichts Prophetisches mehr an sich, wenn auch an anderer Stelle ein Wunder erhofft wird (S. 98): „Wäre der Mensch denkbar, wäre es möglich, daß es einen gäbe, einen, der den Mut, der die Stirn hätte, die unmögliche, dieser Zeit nur den Blick eines Auges lang entgegenzutreten ohne den Glauben?“

Hausenstein und Edschmid's theoretische Äußerungen zeigen, in welcher schwerwiegenden und gefährlichen Einstellungen das künstlerische Dasein eines Teiles der deutschen Jugend sich befindet. Man erkennt aus ihnen das schmerzhafteste und leidvolle Zucken zwischen Wollen und Vollbringen und hat — wenn man gerecht sein will — kein Bedenken, dazu wenigstens beizutragen, daß den vielfach sehr gewagten und leider oft sehr fahrlässigen Produktionen neuester Zeit nicht kalte Ablehnung, sondern Nachsicht, Sympathie entgegengebracht werde. Freilich — gerade bei den nicht seltenen mystischen und spirituellistischen Reigungen der Neuesten darf nicht verschwiegen werden: Des Geistes Amt — im reinen Sinn — ist noch lange nicht angebrochen, aber welche Künstlernatur möchte nicht hoffen auf jene ferne Zeit, in der der reine Geist alle Bücher, Schriften und Gesetze aufheben wird?

Hölderlin, allerdings ein gar sonderbares Bild von ihm, ist in Gefahr, „Nade“ bei den Jüngsten zu werden. Denjenigen, der die „Form“ mühebelos meisterte, den Schönen, Heimlichen, Schamhaften, ihn, der Effekte hatte — sonderbarerweise ihn holt auch Edschmid heran. Sei es, denn die Zeit scheint zu kommen, die merkt, welche Künstler man seinerzeit nicht verstand. Aber vielen neuesten dichterischen Produktionen gilt jenes einsamen, selbstkritischen, still-frohlockenden und dabei resignierten Mannes Wort, die schamhafte und deshalb schöne Weisheit des Empedocles:

„Euch reizt die Frucht, die reif zur Erde fällt,
doch glaubt es mir, nicht alles reift für euch!“

³ Pyramide vom 26. Februar 1917 Nr. 8.

⁴ Von den neuesten Verlogenheitsveröffentlichungen, der „Marskreis“ und gar dem Gedichtchen „Stehe von Lichtern gestreift“ (aus dem Jahr 1918) wird man am besten ganz absehen. Ein Roman: „Die Achatskugeln“ ist neuerdings angekündigt.